

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 54 (1934)

Artikel: Salomon Gessners Briefe an Friedrich Nicolai
Autor: Leemann-van Elck, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Salomon Geßners Briefe an Friedrich Nicolai.

Von P. Leemann-van Eld.

In der Handschriftensammlung der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin findet sich ein reicher handschriftlicher Nachlaß Friedrich Nicolais, der 284 Nummern enthält. Ein erster Teil wurde 1862 durch seinen Enkel Gustav Parthey (1798 bis 1872) geschenkt; einen weiteren Beitrag, der durch Kauf von den Parthey'schen Erben erworben worden war, lieferte 1885 das Kulturministerium. Dieser umfaßt die geschäftliche und wissenschaftliche Korrespondenz. Ihm sind die nachfolgenden Briefe entnommen. Der Rest wurde 1886 durch Vermittlung des Berliner Buchhändlers P. Lehmann von der Bibliothek gekauft. Mit der gütigen Erlaubnis der Direktion der Preussischen Staatsbibliothek und unter bester Verdankung gelangen diese Briefe hier erstmals zur Veröffentlichung.

Friedrich Nicolai wurde als Sohn eines Buchhändlers 1733 zu Berlin geboren. Als der junge Salomon Geßner 1749/50 in dieser Stadt weilte, machte der drei Jahre jüngere Berufsgenosse eben seine Lehre als Buchhändler in Frankfurt a. d. O. Ihre Bekanntschaft reicht deshalb nicht in jene Zeit zurück, obwohl Nicolai später Mitglied des Berliner „Montagsklub“ wurde, in dem Geßner damals als Gast häufig verkehrte hatte. Erst die literarische Tätigkeit des Idyllendichters erregte die Aufmerksamkeit Nicolais und weckte den Wunsch nach schriftlichem Gedankenaustausch. Der Briefwechsel, der sich über den Zeitraum von 1764 bis 1787, also bis kurz vor Geßners Tod, erstreckt, vermittelt uns wertvolle Aufschlüsse über Geßners Einstellung zu den zeitgenössischen Schriftstellern und deren Werken.

Friedrich Nicolai trat nach dem im Jahre 1752 erfolgten Tode des Vaters in dessen Verlags- und Buchhandlungs-

geschäft ein und übernahm nach dem Ableben seines ältesten Bruders (1759) die Leitung desselben und brachte es zu hohem Ansehen. Daneben betätigte er sich als Schriftsteller und erregte mit seinem, 1775/76 erschienenen, gegen die Orthodoxie gerichteten, satirischen Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker“ Aufsehen; er fand damit auch den Beifall des „Altvaters der deutschen Literatur“, J. J. Bodmer. Verdienstvoll ist sein Kampf gegen Aberglauben und Schwärmerei. Gemeinsame Schaffensfreude verband ihn zu enger Freundschaft mit G. E. Lessing und Moses Mendelssohn. Durch die Herausgabe literarischer Zeitschriften erwarb er sich große Verdienste um die deutsche Literatur. Dagegen schaffte er sich durch sein hartnäckiges, einseitiges Ankämpfen gegen neuere Richtungen in der Literatur und Philosophie Feinde. Goethe hat ihn im „Faust“ in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg gebracht und in den „Kenien“ wurde er gerichtet. Für die Geschichte Berlins war sein Wirken bedeutungsvoll. Er hatte sich aber selbst überlebt, als er 1811 starb. In seinem Wohnhause, im Herzen Alt-Berlins, fand das Lessing-Museum eine bleibende Stätte.

Der nachfolgende Briefwechsel dürfte alle Schreiben Geyners an Nicolai enthalten; dagegen liegen Antworten Nicolais nur in zwei Fällen und in Entwürfen vor. Das Antwortschreiben Nicolais auf Geyners Brief vom 4. April 1766 habe ich im Zürcher Taschenbuch für das Jahr 1931 (S. 161—166) veröffentlicht. Die Briefe sind hier unter Weglassung der Höflichkeitsschlußformel, sowie unter Anpassung an die gegenwärtige Groß- und Kleinschreibung und Interpunktion wiedergegeben.

1.

Zürich, den 22. August 1764.

Insonders hochzuehrender Herr!

Sie verlangen mein Portrait. Jede Gefälligkeit, die Sie von mir verlangen, soll mir immer ein erwünschter Anlaß seyn, Ihnen sagen und zeigen zukönnen, daß ich Sie hochachte und daß ich Ihre Freundschaft zu schätzen weiß. Kann ich Ihnen gleich mein Bildnis von hier aus nicht senden, so kann ich Ihnen doch Anleitung geben, solches sonst zuerhalten. Wahr hab' ich eins hier, aber vor 8 Jahren gemahlt und

unkäntlich¹⁾. Vor ein paar Jahren mußt' ich mich klein, grau in grau²⁾ mahlen lassen; das ist besser, und Herr Huber³⁾ in Paris besitzt es. Ich zweifle nicht; er wird sich ein Vergnügen draus machen, Ihnen jede Gefälligkeit zuerweisen, und wenn Sie es von ihm verlangen, es Ihnen zusenden, oder, welches vielleicht das gleiche wäre, den Stich davon in Paris besorgen. Die Adresse zu Herren Huber ist: a Mr. Huber, Maitre de Langue Allemande, ches Mr. Barroy, Libraire, Quai des Augustins à Paris. Nehmen Sie diese Bereitwilligkeit für nichts anderes als für ein Verlangen, Ihnen bey jeder Gelegenheit zu dienen. Das Verlangen, mich in Kupfer zusehen, hat wirklich den entferntesten Antheil; die Welt wird doch nichts andres als ein Alltags-Gesicht sehen.

Wissen Sie schon, daß Huber, dieser redliche Mann, sein Glück wieder in Deutschland suchen wird, nachdem er in Paris mit Versprechungen schon einige Jahre betrogen worden. Es wird an dem sächsischen Hof durch den Herren von Hagedorn⁴⁾ und andre Freunde zu Erhaltung eines ordentlichen Gehaltes für ihn gearbeitet.

Wie sehr bin ich Ihnen für die Nachricht verpflichtet, daß Herr Moses⁵⁾ mein Freund ist, und Herren Ramlern⁶⁾, daß ers ihm sagte, wie sehr ich ihn hochachte. Ich schreibe die gütige Urth, mit der er Herren Ramlers Empfehlung aufnahm, vieles der Freundschaft zu, die er für ihn hat, aber auch einen Theil (das kan ich mir versagen) mir und dem Beyfall, den er einigen meiner Schriften giebt. Haben Sie die Gewogen-

¹⁾ Der von Nicolai und in der Folge von Ehn. Fel. Weiße redigierten Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, zwölften Bandes erstes Stück, Leipzig 1765, wurde dann das gestochene Porträt Gessners beigegeben. Es stellt Gessner im Alter von etwa 25 Jahren dar.

²⁾ D. h. in der sog. Grisaille-Manier, die zu jener Zeit auch in Zürich ausgeübt wurde. Das Original und der Künstler sind unbekannt.

³⁾ Michael Huber (1727—1804), ein Bayer, lebte in Paris. Mitarbeiter am „Journal Stranger“ und der Uebersetzer ins Französische von Gessners Dichtungen. Er wurde 1766 als Lektor der französischen Sprache nach Leipzig berufen.

⁴⁾ Christian Ludwig von Hagedorn (1717—1780), Kunstliebhaber und Radierer, Direktor der Kunstakademie in Dresden, Bruder des Dichters.

⁵⁾ Moses Mendelssohn (1729—1786).

⁶⁾ Karl Wilh. Ramler (1725—1798) kam mit Gessner 1749/50 im Berliner Montagsklub in Berührung und hatte einen bedeutenden Einfluß auf dessen rhytmischen Prosaстил.

heit, mich ihm auf das Angelegenste zuempfehlen, ihm und Herren Ramlern; sagen Sie dem Letztern, daß Rache unter Christen, die Freunde sind, nicht gut stehe. Ich hab es um ihn verdient, sehr lange keinen Brief von ihm zuhaben, aber unter Freunden straft man doch nicht immer nach Verdienen.

Lassen Sie mich Ihrer Freundschaft immer empfohlen seyn, so lang ich lebe, werd' ich mit der vollkommensten Hochachtung seyn, mein Herr, Dero ergebenster, gehorsamster Diener
S. Gessner.

2.

Zürich, den 1. Aprill 1765.

Insonders hochzuehrender Herr!

Sehen Sie es nicht für Undank an, daß ich Ihren so freundschaftlichen Brief so lange nicht beantwortet habe. Zerstreuungen und Geschäfte haben mich gehindert. Nichts hätte mir erwünschter seyn können, als zuwissen, daß Sie mein Freund sind. Die Gesinnungen, die Sie in Ihrem Brief gegen mir äußern, sind mir Bürge dafür. Wenn ich diese meinen Schriften zudanken habe, so ist das mein schmeichelhaftestes Lob. Und also ist die Beurtheilung meiner neuesten Schriften in den „Briefen die n. Litteratur betreffend“⁷⁾ von Ihnen. Gut, auch das ist mir schmeichelhaft, daß Sie mirs sagen; Sie glauben mich nicht schwach genug, über vernünftigen Tadel empfindlich zuseyn. Ich bins auch niemahls gewesen und ich würde Ihre Beurtheilung bey meiner neuen Auflage bey verschiedenen Stellen genutzt haben; wenn ich sie nicht zu spät erhalten hätte. Der muß einen unbescheidenen Stolz haben (zwar, den haben wir Dichter oft), der es dem Kunstrichter übel nimmt, der ihn aus guten Absichten tadelt. Gesezt auch,

⁷⁾ Die von Nicolai, Mendelssohn, Lessing u. a. herausgegebene kritische Zeitschrift „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“, Berlin, 1759—65, worin Nicolai (S. 25—46 des 18. Theils — 1764) über Gessners erste Gesamtausgabe in 4 Bden. Gr. 8^o von 1762 eine Besprechung brachte, die dahin geht, daß er beim „Evander und Alcimna“ die „Anlage so fehlerhaft als möglich“, den „Erast“ dagegen „um sehr viel besser“ findet. Zum „Gemäld aus der Sündfluth“ bemerkt er: „So trefflich einem Gessner die Beschreibung der reizenden Natur und die sanften Empfindungen des Schäferlebens zu geraten pflegen, so wenig scheint das Große, das Starke, das Schreckliche für sein Genie gemacht zu sein“. „Den ersten Schiffer“ beurteilt er als „das schönste Stück in dieser Sammlung und gewiß eines der allervortrefflichsten, das Gessner gemacht hat“.

er hätte sich geirrt, so bleibt doch seine Absicht gut, und die Welt, die beyde beurtheilt, wird beyden Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hat der Kunstrichter in seinem Tadel recht, was verlier' ich darbey, wenn er öffentlich sagt, was jeder Kenner mit ihm denkt. Ich verliere da nur bey denen, die nicht selbst denken können, und diese komen bey mir nicht in Rechnung.

Sie thun ein sehr nütliches Werk, mein Freund, daß Sie die „Briefe die n. Litteratur betreffend“, durch ein ander' nütliches Werk ersetzen. Sie wollen sie nicht allein ersetzen, Sie wollen Ihren guten Absichten einen noch größern Umfang geben. Journale von der Art sind in einem Land, wo die Wissenschaften nicht frömd sind, von sehr wichtigem Nutzen. Man giebt da eine Aussicht auf die Gelehrtheit der ganzen Nation, und jeder bekömt da Nachricht von allem, was in seine Sphäre läuft. Die Gelehrten, in ganz Deutschland zerstreut, solten daran Antheil nehmen. Ich kenne Bücher von Wichtigkeit, deren Werth nie genug bekant worden ist. Oft ist die Entlegenheit des Orths, oft die Nachlässigkeit des Verlegers Schuld. Ein zuverlässiges Journal, eine allgemeine Bibliothek würde für jedes Werk diejenige Aufmerksamkeit erweken, die es verdient. Ich werde meine hiesigen Freunde, so viel mir möglich ist, darzu aufmuntern, das ihrige beyzutragen. Für das kleine Geschenke sowohl, als für Herren Abbt's⁸⁾ Uebersetzung der „Recherches sur les Sentimens moraux“ bin ich Ihnen sehr verpflichtet. Ich erwarte mit Ungeduld sein Werk „Vom Verdienste“. Seine Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland“ hab' ich wegen der Stärke seiner Gedanken so wohl, als wegen der Stärke und Schönheit seines Styls bewundert.

Sagen Sie mir, ist es ein bloßes Geschwäze, oder ist es wahr, daß wir von Herren Moses eine Uebersetzung von Platons „Republic“ zuerwarten haben? Empfehlen Sie mich diesem fürtrefflichen Freund auf das Angelegenste.

Herr Huber wird in einem Jahr Paris verlassen und nach Leipzig gehen; er hat eine Pension von 300 Thlr. erhalten. Er wird erst sein Werk von Uebersetzungen⁹⁾ in Paris drucken

⁸⁾ Thomas Abbt (1738—1766), Professor der Philosophie und Mathematik und philosophischer Schriftsteller.

⁹⁾ „Choix de Poésies Allemandes“, Paris 1766.

lassen, wofür er Subscriptionen annimmt. Er ist selbst Verleger, und darum empfehl' ich Ihnen den redlichen Mann, daß Sie sich für seinen Vortheil in Berlin u. bey Ihren Freunden bemühen; er ist Ihrer ganzen Freundschaft werth. Er wird, wie er mir sagt, ehestens selbst an Sie schreiben.

3.

Zürich, den 4. April 1766.

Mein angenehmstes Messe-Geschäft ist, mein liebster Freund, an Sie zu schreiben. Aber vor allem soll ich Ihnen für die Geschenke, die Sie mir gesandt haben, danken. Herrn Abbt's Werk „*Vom Verdienste*“ hat mir ungemein viel Vergnügen gemacht. Es ist ein fürtreffliches Ganzes, reich an nützlichen, oft neuen Ideen. Seine Gelehrsamkeit ist nicht herbey geschleppt, sie ist kein unnöthiges Ornament, sie giebt seiner Materie Heiterkeit u. Stärke. Kurz, es ist ein Wertgen, das ich oft lesen werde, nur hätt' ich bey verschiedenen Stellen mehr Simplicität in seiner Schreibart gewünscht. Die hat mich hier u. da zu gekünstelt, zu blumigt, zu epigramatisch gedünkt. Ich sage nur bey einigen Stellen; denn überhaupt ist sein Styl fürtrefflich. Sagen Sie mir, was werden wir mehr von diesem Mann zu erwarten haben?

Ich bin ungedultig, ob Ihre „*Briefe über den Zustand d. sch. W. in Deutschland*¹⁰⁾“ auf diese Messe komen. Seyen Sie strenge, mein Freund, aber unpartheyisch. Nachsicht taugt da nichts; denn so lange die sogeheißenen Kenner u. Liebhaber der Künste u. Wissenschaften das Mittelmäßige noch ausstehen können, steht der gute Geschmak auf blöden Füßen! Ich bin mit Ihnen der Meynung, daß es bey uns Deutschen noch öde aussieht, wenn wir gleich so viel Lermens machen. Wenn wir nur unser Wahres, Gutes auslesen, das, was sich auch bey der Nachwelt erhalten wird, wie nahe geht das zusammen! Die Werke der meisten unsrer besten Dichter sind mit Mittelmäßigem untermischt. Unsre Armuth macht, daß wir alles so bereitwillig von ihnen aufnehmen, und das Blendwerk eines so allgemeinen Beyfalls, macht sie mit allem zufrieden, was aus ihrer Feder komt. Sterben sie und hinterlassen die Sorge für ihren Ruhm ihren Freunden, Himmel,

¹⁰⁾ „*Briefe über den igtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland*“, die aber schon 1755 erschienen und keine Fortsetzung erlebten.

wie wird da meist alles, Reifes u. Unreifes, bis auf das kleinste, kopf- u. fußlose Fragment zusammen geraft, als wenn die Ehre eines Schriftstellers in der Menge der Blätter und Bände bestünde! Wir Buchhändler sehen das Elend am besten. Wenn wir den ganzen deutschen Kram einer Messe erlesen, was für ein Schwaal elenden Zeugs ist allemahl da, und wir werden oft kaum durch ein gutes Blatt schadlos gehalten.

Lesen Sie den „Agathon¹¹⁾“, der auf die Messe kömt, aber sagen Sie in Ihrer „Bibliothek¹²⁾“ nicht, daß er von Zürich kömt, wie es mit Wielands „Erzählungen¹³⁾“ geschehen ist; Sie könnten uns üble Händel machen. Wir stehen hier unter einem Censur-Gericht, wovon die, so die meiste Gewalt haben, Theologen von der alten, strengen Ortodoxie sind. Wir haben sie schon gewaltig geärgert u. böse gemacht; aber, der Händel müde, spazieren wir zuweilen neben ihnen vorbey. Die Ankündigung des theol. Strafgerichtes, das Sie uns lezthin gesandt haben, hab' ich so viel möglich war, hier bekant gemacht; es war in aller Leuthe Händen. Die ernstesten Häubter der Kirche sahen mit Gift in den Augen und durften doch keine Bewegung dargegen machen. Sagen Sie mir, wer ist der Verfasser dieser Schrift, er hat große Talente zur Satire und Gelehrtheit genug, wie Liscow mit Macht das gelehrte Angezieder zu züchtigen. Doch, auf das vorige zu kómen, „Agathon“ ist ein sonderbares Werk von Wieland; der Schwärmer Agathon ist der Schwärmer Wieland, und sein Charakter ist getreu nach dem seinen. Der Beurtheiler seiner „Comischen Erzählungen“ in der „Bibliothek“ hat völlig recht. Er verfällt zuweilen in ein Geschwäze, u. das geschieht zuweilen auch im „Agathon“. Seine „Erzählungen“ sind ein sehr flüchtiges Wert; er hat sie zu geschwind hingeschrieben und zu geschwind drucken lassen. Es sind fürtreffliche Stellen drin, viel Laune, viel Wiß, aber er hätte sie feilen sollen und nur mit Ausstreichen hätt' er vieles verbessern können. Wieland hat zuwenig Muße, und

¹¹⁾ Ch. M. Wielands „Geschichte des Agathon“, Frankfurt und Leipzig (Zürich, Orell, Geßner & Cie.) 1766/67.

¹²⁾ Die ursprünglich von Nicolai und Mendelssohn und dann von Weise redigierte Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, Leipzig, 1757—65.

¹³⁾ „Comische Erzählungen“, 1765, erschien anonym bei Orell, Geßner & Cie.

es bleiben ihm nur wenig Stunden von den häßlichsten langweiligen Kanzley-Geschäften übrig.

Noch muß ich mir eine Gefälligkeit von Ihnen ausbitten. Herr Joh. Caspar Füzli, der Verfasser des Mahler-Lexikon, sammelt alles, was in die Geschichte der Mahleren einschlägt, und seine Bibliothek ist hierin merkwürdig. Er hat sich bisher folgende Werke nicht anschaffen können, weil sie in den Buchläden nicht und nur bey dem Verfasser, Hr. M. Oestereich¹⁴), zu haben seyn sollen.

Beschreibung des Cabinets des Hr. Münz Director Gimble. Berlin 1761 4to.
Beschreibung Hrn. D. Stenglin in Hamburg. Sammlung von Ital., Hol. u. Deutschen Gemälden. Berlin, 1763, 4to.

Beschreibung des Cabinets von Gemälden des Hrn. J. G. Stein. Berlin 1763, 4to.

Sollt es Ihnen ohne Ihre Beschwerde möglich seyn, diese Werke für Herren Füzli anzuschaffen, so werden Sie ihn u. mich sehr verpflichten.

Empfehlen Sie mich meinen Freunden, Herren Moses, Herrn Lessing etc.

4.

Zürich, den 28. April 1768.

Mein werthester u. bester Freund!

Seit ein paar Messen hab' ich die angenehmsten Geschenke von Ihnen erhalten und Ihnen nie gesagt, wie sehr ich Ihnen dafür verpflichtet bin. Verzeihen Sie mir mit freundschaftlicher Nachsicht einen Fehler, den ich sehr bereue. Ich kan Ihnen überhaupt zu meiner Entschuldigung sagen, daß seit einem Jahr verschiedene Veränderungen meiner Umstände, die zwar zu meinem Vortheil sind, mich auf eine mir neue Arth beschäftigt haben und daß verschiedene Vorfälle u. Absichten meine ganze Zeit wegnahmen. Neben den Geschäften, zu denen mich meine Mitbürger berufen haben, hab' ich meine ganze übrige Zeit der Zeichnung gewidmet. Ich hatte bisher in der Kunst nur getändelt, Kenner und Künstler sagten mir, es hätte etwas draus werden müssen; wenn ich in rechter Zeit recht angeführt worden wäre. Indes ward es immer mehr u. mehr bey mir zur Leidenschaft. Um die Zeit darbey nicht zuverschwenden, dacht' ich auf die beste Methode,

¹⁴) Der Maler Mathias Oestereich (1716—1778), seit 1757 Direktor der Gemäldegalerie in Sanssouci.

in der Kunst den kürzesten Weg zugehn. Mein Vorzügliches war die Landschaft. Ich gieng, aufgemuntert durch die besten Kenner, mit dem größten Eifer ans Werk, studierte aus allen Schulen, was jede Vorzügliches hat und suchte aus jeder die besten Muster zur Nachahmung. So setzte ich mich in den Stand, die Schönheiten der Natur mit zur Kunst gewöhntem Auge und mit Wahl zu beobachten und erwarb mir eine Leichtigkeit, jeden Gegenstand nachzuahmen und einen Reichthum an Ideen. Daß Größeste und Schönste, was ich in diesem Felde der Kunst fand, waren die Werke des Poussin u. Claude Lorrain. Bey diesen blieb ich stehen und studierte nichts mehr als diese und die Natur. So bracht' ich viele Stunden ietzt seit ein paar Jahren zu, nicht ohne in dunkeln Stunden mir Vorwürfe zu machen, daß es wol Raserey seyn möchte, in diesem Alter, bey so vielen Zerstreungen, in einer Kunst, die so viele Schwierigkeiten hat, noch von vorne anzufangen; denn meine Absicht ist nichts Geringers, als unter Künstlern einen Rang und Ansehen zu verdienen. So sehr mich das oft verlegen machte, so kont es mich dennoch samt allen übrigen Schwierigkeiten nicht zurückhalten. Ich legte es Kennern u. Künstlern, die meine Freunde sind, auf ihr Gewissen, mich von diesem Weg abzuführen, wenn sie glauben, meine Zeit u. meine Absicht sey darbey verlohren. Sie thatens nicht. Herr von Hagedorn, Adrian Zingg, Anton Graff u. andre munterten mich immer mehr auf und sind mit meinen besten Versuchen so zufrieden, daß ich hoffe, ich habe wegen übel angewandter Zeit mir nichts vorzuwerfen. So sehen Sie, mein bester Freund, daß ich in der Zeit doch nicht müßig war, und auch das wird mir bey Ihnen freundschaftliche Nachsicht bewirken.

Von dieser Messe werden Sie ein Wertgen sehen: „Archiv der Schw. Kritik¹⁵⁾“. Es sind meist die Artikel, die in den „Freyen Nachrichten¹⁶⁾“ seit vielen Jahren zerstreut waren. Herr Bodmer thut in der Vorrede, als wenn er von unsrer Nation den Auftrag hätte, alles in ihrem Namen zusagen und doch hat kein Mensch Antheil daran, als eben er, und wenn er

¹⁵⁾ Joh. Jak. Bodmers „Archiv der schweizerischen Kritik“, Zürich, Orell, Geßner & Cie. 1768.

¹⁶⁾ „Freymüthige Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen“, eine von Bodmer und Breitinger betreute kritische Wochenschrift, die in Zürich seit 1744 erschien.

sich in neue Kriege verwickelt, so wird er wahrscheinlicher Weise auch ganz alleine gegen seine Gegner ausziehen müssen. Das sag' ich Ihnen in freundschaftlichem Vertrauen.

Herr Wieland arbeitet jetzt an einem Gedicht von ganz besonderer Art: „Idris¹⁷⁾“. Sein Plan ist von 10 Gesängen. Es ist im Geschmak des Ariost und in der gleichen Versarth. Aber sein herrschender Ton ist mehr comisch. Es ist alles darinn aufgehäuft, was seltsam und wunderbar ist: Feen, Nymphen, Zaubrer, Narren, Ritter etc. Seine Einbildungskraft hat alles hineingebracht, was der schönsten poetischen Ausführung fähig ist. Es ist voll wollüstiger Gemähde, die mit den feinsten Farben, der größten Delicatesse und dem süßesten Wohlklang ausgeführt sind. Ich weiß nicht, wenn es unter die Presse komt.

Diesen Sommer werden Sie den Herrn Winkelmann¹⁸⁾ bey Ihnen in Berlin sehen. Er wird nun schon von Rom verreist seyn. Im Herbst verspricht er bey uns in Zürich zuseyn. Es ist für mich eine ganz festliche Erwartung, diesen großen Kenner des Schönen zu sehen. Wird ihn wol niemand von Berlin hieher begleiten?

5.

Zürich, den 15. Aprill 1769.

Noch nie, mein theurester Freund, hab' ich Ihnen für das mir zugesendte Geschenke gedankt. Ich glaub', es war von der letzten Messe, nehmen Sie also jez noch meinen Dank gütig an. Lessings „Briefe“¹⁹⁾ haben mir viel Vergnügen gemacht. Wie sehr wankt Klozens²⁰⁾ Thron, den er sich so schnell, so eigenmächtig errichtet hat! Er wolte eine Art von Pabst seyn; was ihm nicht die Füße küßte, war verdammt, aber die päpstliche Unfehlbarkeit hält nicht mehr Stich. Lessing nimt ihn sehr übel mit. Aber mit was für unkluger Kühnheit Herr Kloz angefangen hat, in Sachen abzusprechen, die er kaum vom Hörensagen kennt, das war für einen ehrlichen Mann

¹⁷⁾ „Idris“, Leipzig, Weidmanns Erben und Reich, 1768.

¹⁸⁾ Johann Joachim Winkelmann (1717—1768) stand mit dem Zürcher Kunsthistoriker Joh. Caspar Füssli und seinem Kreis, auch Gegner, in freundschaftlichem Gedankenaustausch. — Sein Besuch in Zürich gelangte aber nicht zur Ausführung, da er auf der Reise nach Berlin ermordet wurde.

¹⁹⁾ „Briefe, antiquarischen Inhalts“, zwei Teile, Berlin, Nicolai, 1768/69, in denen sich Lessing mit Prof. Kloz auseinandersetzte.

²⁰⁾ Der Altphilologe Christian Adolf Kloz (1738—1771), der bekannte Gegner Lessings.

zum Lachen. Ich erwart' es mit Ungedult, wie er sich gegen seinen Gegner, der ihm so sehr überlegen ist, wehren wird. Mit Gründlichkeit? Das ist gegen das, was ihm gesagt ist, nicht mehr möglich. Mit Wit? Den hat sein Gegner im Ueberfluß. Haben Sie die Gewogenheit, mich dem Herrn Lessing zuempfehlen. Ich hoffe, Herr Klotz wird einmal klug werden und einsehen, daß wir doch nicht alles so hinein fressen, was man uns nur so nachlässig vorwirft.

Sie wollen mein Urtheil von Gleims u. Jacobis „Briefen²¹⁾“ wissen. Ich sage Ihnen, aber Ihnen allein. Gleim ist mein Freund, und ich weiß, wie leicht mans mit ihm verderben kan. Viel Süßigkeit, viel Grazie, viel naiven Wit hab' ich darinn gefunden, aber vieles war mir allzusüß. Wenns zu lange dauert, so schmachtet man nach männlicherer Speise, und 2 Bändgen nichts als dergleichen dauert doch zulange. Es hätte mit in ihren Plan gehört, hier und da etwas unterzuschieben, wobey man sich erholen kan. Zudem hats mich einwenig geärgert, daß eine Correspondenz, die so lange zwischen Gleim und einem gelehrten Freund gedauert hat, immer und immer nichts Wichtigers enthalten soll, als ein Briefwechsel von 14jährigen Jüngfergen. Ich meine in Absicht auf die Wichtigkeit der Sachen. Zuweilen etwas Ernsthafteres würde gezeigt haben, daß diese Leuthe in ihren vertrautesten Stunden nicht bloß tändeln, und es würde eine Manigfaltigkeit in ihr Werk gebracht haben, die ihm mangelt. Zuweilen etwas, das ihren wahren, nicht bloß poetischen Charakter zeigt. Was man bey eigenen Angelegenheiten, oder den Angelegenheiten seiner Freunde denkt etc. Die „Briefe“ von Pope, Swift etc. sind darum ausnehmend angenehm und wichtig; man lernt diese großen Leuthe ganz kennen, ihr ganzes Herz, sogar ihre Schwächen, die ihrigen, ihre häuslichen Umstände. Und diese Leuthe wußten auch zu tändeln, aber sie tändeln nicht immer, mit Ausschluß alles andern. Noch eins, Herrn Jacobi deucht mir, sieht mans hier und da an, daß er in Halle und nicht in den feinen Gesellschaften der großen Welt ist.

Unser Wieland geht nach Erfurt, das wissen Sie schon. Ein glücklicher Umstand für die schönen Wissenschaften, daß er aus seinem barbarischen Vater-Städtgen wekommt, wo er

²¹⁾ „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi“, Berlin, 1768.

weder Bibliotheken, noch Aufmunterung, noch einen vernünftigen Freund hatte, und der seine ganze Zeit mit seinen kleinen Angelegenheiten u. Zänkeren beschäftigte. Jetzt kommt er zu Freunden, hat Muße, und ist dahin berufen, wie er mir sagt, um für seine 600 Rtlr. zuthun, was er gerne will.

6.

Zürich, den 9. April 1770.

Ich habe, mein theurester Freund, Ihnen so lange nicht geschrieben, und doch ist mir so viel daran gelegen, von Ihnen nicht vergessen zu werden. Herr Weber²²⁾ wird Ihnen ein Exemplar von der neuen Ausgabe meiner Schriften²³⁾ zuübergeben die Ehre haben, nehmen Sie solches als ein kleines Geschenk von mir gütig an. Es sind immer die gleichen, keine Silbe mehr und, welches vielleicht das Schlimmere ist, keine weniger. Ich wünsche sehr zu wissen, was Renner, was ein Rode²⁴⁾ von den Verzierungen sagt. Herr Voß²⁵⁾ wird Ihnen ein Exemplar meiner „Landschaften²⁶⁾“ übergeben haben. Sie wünschten sie zusehen und ich wünsch' jetzt zu wissen, was Sie davon halten. Ich muß Ihnen sagen, einige dieser „Landschaften“ sind schon vor Jahren gemacht und nur später verbessert worden. In der Zeit hab' ich mit beständigem Feuer fortgefahren, nach den besten Künstlern u. nach der Natur zu studieren und ich hoffe, das soll man in meinen neuern Arbeiten leicht bemerken. Ich fühl' es, die Kunst würde eigentlich meine Bestimmung gewesen seyn; sie würde das Glück meines Lebens gewesen seyn. Aber andere Umstände und Absichten, die damahls noch nicht in meiner Gewalt seyn konnten, trieben mich davon weg, da es die eigentliche Zeit darzu gewesen wäre, mich zu bilden. Meine ganze mahlerische Geschichte können sie in einem „Brief“ lesen, der in dem 3. Band

²²⁾ Angestellter der Firma Orell, Geßner, Füssli & Cie.

²³⁾ „Sal. Geßners Schriften“, Zürich, Orell, Geßner, Füssli & Cie., 1770, die vierte Gesamtausgabe.

²⁴⁾ Christian Bernhard Rode (1725—1797), geb. in Berlin, wo er als Maler und Kupferstecher lebte und 1782 als Direktor an die Kunstakademie berufen wurde.

²⁵⁾ Buchhändler Christian Friedrich Voß.

²⁶⁾ 12 größere radierte Blätter, eine Folge von Landschaften in antikem Geschmack, erschienen 1767/68.

von Füßlins „Schweizer Mahlern“ der Vorrede beygerückt ist²⁷⁾. Ich wünsche sehr, daß Sie diesen lesen und mir Ihre Meynung davon sagen. Das ist aber meine Geschichte bis an ein paar Jahre zu. Seitdem hab' ich, ohne die Landschaft zu unterlassen, mich sehr mit der menschlichen Figur beschäftigt. Kleine Proben davon mögen meine neuen Vignetten seyn und größere Proben, eine neue Ausgabe, wovon bereits 4 Stücke geezt sind²⁸⁾. Ich hoffe wenigstens, man wird errathen können, wornach ich vorzüglich studiert habe.

Ich habe des Jacobi „Sommer- u. Winter-Reise²⁹⁾“ gelesen. Ihnen darf ich vieles ins Ohr sagen, das ich sonst nicht sage. Ich hätte diesen Mann für schlauer gehalten, als daß er ein Ding machen sollte, das im ersten Anblik schon Nachahmung ist und zwar von einem unnachahmlichen Original. Noch kein Autor hat weniger nachgeahmt werden können als Joric³⁰⁾, ein Mann von außerordentlichem Genie, mit dem feinsten Gefühl, die feinsten Bewegungen des menschlichen Herzens zu beobachten, die jedem andern entschlüpfen, um sie in ihrer ganzen Wahrheit nur andre fühlen zu lassen. Ein Mann, dessen natürlicher Laune wir alles erlauben müssen, eben darum, weil sie ihm natürlich ist und weil er nur durch Sachen schadlos hält, die wir bey andern umsonst suchen. Ein Mann, dessen ganzer Charakter unter den Einflüssen der englischen Freyheit und vielleicht unter ganz besondern Umständen so besonders geformt worden. Einen solchen nachahmen zu wollen, das macht mich zum voraus böse, noch eh' ich weiß, wie gut oder schlecht es gelungen ist. Einen solchen Mann studieren, sein Eigenthümliches u. sein Bestes ganz verdauen und es dann der Natur überlassen, so viel als gut ist, in unsre eigene Denkarth und unsern Charakter hinüber zu ziehn, ohne uns Gewalt anzuthun, das ist gut. Aber den

²⁷⁾ „Brief über die Landschaftsmalerei“ erschien später auch im 11. Bd. der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“ und in den meisten Gesamtausgaben von Geyners Schriften, auch für sich.

²⁸⁾ 10 größere radirte Blätter, eine Folge von Landschaften mit mythologischen Figuren, die 1769/71 herauskamen.

²⁹⁾ Joh. Georg Jacobi „Die Winterreise“, ein Gedicht in Prosa und in Versen, Düsseldorf, 1769 und „Die Sommerreise“, Halle, 1770.

³⁰⁾ Lawrence Sterne (Joric), „Joricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien“, aus dem Englischen übersezt von Joh. Joach. Chr. Bode (1730—1793), Hamburg und Bremen, 1768/69.

Charakter eines solchen Mannes annehmen wollen, mit dem man vom Kopf bis zu Füßen nichts Aehnliches hat, ihn so nachahmen, daß ein Kind sagen muß, das ist Nachahmung, das ist sehr unklug! Jacobi „Reisen“ wären ganz artig gewesen, wenn die von Sterne nie existiert hätten. Es geht uns doch wunderbarlich, unsre besten Köpfe ahmen nach oder sie affectieren, so sehr Original zuseyn, daß man glauben sollte, sie gehörten nicht mehr zu unsrer Classe in der Schöpfung. Fehlt nicht Klopstock ein wenig von dieser Seite? Fällt nicht das sinnliche Schöne der poetischen Sprache ganz weg, wenn ich wie durch einen Calcul auflösen muß, was ich empfinden und sehen soll. Doch genug, genug ins Ohr gesagt. Klopstock wäre immer eins der größten Original-Genien, wenn ers auch nicht so sehr seyn wolte.

Schon vor einigen Monaten hab' ich Ihnen die englische Uebersetzung der Idyllen von Herrn Schlosser, aus Treyton, zurückgesandt und sehen Sie, was ich liederlich bin! Ich mußte das Paket mit Gelegenheit versenden und hatte damahls keine Zeit an ihn zu schreiben, und das hab' ich versäumt bis ietzt. Doch mag das die Sache in etwas gut machen, daß ich in der Zeit ein Lob seiner Uebersetzung aus London erhielt. Ich brauche die Freyheit, den Brief Ihnen beyzuschließen, mit der Bitte, solchen, so bald es Ihre Gelegenheit ist, an ihn abgehen zu lassen.

Man sagt hier, Klopstock sey nach Wien berufen und werde dahin gehen. Wozu ist Herr Lessing entschlossen? Vor wenigen Jahren hätte man sich verflucht, das wäre ohnmöglich, daß ein guter deutscher Dichter in Wien in einige Betrachtung komen könnte. Sagen Sie mir, mein Freund, was ist an der Sache? Ich weiß wol, die guten Köpfe, die da sind, aber wie hat das bis an den kaiserl. Hof durchgebrochen?

7.

Antwort Nicolais.

Wenn es, mein theuerster Freund, nach meiner Begierde, mich mit Ihnen zu unterhalten gänge, so müßte ich Ihnen jeden Posttag schreiben. Aber die Zerstreungen, in denen ich lebe, hindern mich zuweilen, meinen liebsten Neigungen zu folgen u. ehe ich michs versehe, sind einige Monate verstrichen.

Ich danke Ihnen für das angenehme Geschenk, das Sie

mir mit Ihren „Landschafften“ u. mit der neuen Ausgabe Ihrer „Werke“ gemacht haben. Ihre „Landschafften“ thun eben die reizende Wirkung als Ihre Gedichte. Ihre Vignetten zeigen, daß, was Sie mir selbst schreiben, daß Sie bey den „Landschafften“ das Studium der menschlichen Figur nicht vernachlässiget haben. Ich sage Ihnen meine Empfindung und halte mich nicht für einen Richter in diesen Sachen. Vor etwa 14 oder 15 Jahren hatte ich einen heftigen Trieb, mich in der Kenntniß der Kunstwerke vollkommen zu machen. Durch Lesen der vornehmsten dahin gehörigen Schrifften und Uebung des Auges, so oft sich die Gelegenheit dazu zeigte, erlangte ich auch Empfindung des Schönen. Ich bin aber nachher, seitdem ich die Handlung wieder ergreifen mußte, in andere Umstände und in alzuwiele Zerstreungen gekommen, so daß ich eine geraume Zeit lang die Uebungen des Auges unterlassen mußte, welche so wenig unterlassen werden solten, als die Uebung der Hand und des Ohres bey der Musik. Ich habe endlich gefunden, daß man sich auf alzu viele Gegenstände zerstöret, keinen recht empfinden kann. Ich bin in meinem Leben von Wissenschaft zu Wissenschaften gleichsam fortgesprungen u. habe zu spät bemerkt, daß der menschliche Verstand wenig auf einmahl fassen kan. Ich habe alles Vergnügen aller schönen Künste, der Malerey, Musik, Dichtkunst, Baukunst, Tanzkunst wechselweise und in hohem Maße genossen. Ich bereue noch keinen einzigen Augenblick dieses Genusses, aber ich habe endlich gefunden, daß alzu häufiger Genuß, wenn er edel ist, zwar nicht sätiget, aber unserm Geiste leicht eine alzu große Sensibilität giebt, die unserm Verstande hinderlich fällt und selbst auf unsern moralischen Charakter einen alzu starken Einfluß haben kann. Ich habe also mein alzu manigfaltiges Studiren der schönen Künste eingeschränkt. Ich lese wenige Bücher u. alle zu einer einzigen Absicht, zum Studium des menschlichen Herzens. Von den schönen Künsten ist mir bloß die Musik übrig geblieben, die, weil sie undeutliche Empfindung giebt, meinen Geist bloß in eine Art von angenehmeren Anstrengung seket, ohne ihn auf einen gewissen Gegenstand zu lenken. . . Ich sehe nach den übrigen schönen Künsten zuweilen mit einer Art von zärtlicher Reue zurück. Ich genieße noch das feinste Schöne derselben zuweilen, aber so wie Stereomont (?) die Wollust genoß, nur sehr mäßig u. erinnere mich

bald der untreuglichen Nothwendigkeit, mich nicht zu zerstreuen, sondern zu sammeln. Sie sehen also, mein liebster Freund, daß ich in der Malerey ein sehr unsicherer Richter bin u. daß es vielleicht kein Lob ist, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre radirten Blätter mich vergnügt haben. — So sehr ich aber die Kunst vernachlässigen muß, mit so vielem Vergnügen habe ich doch Ihren „Brief an Hrn. Füßli“ vor dem dritten Bande seiner „Lebensbeschreibung“ gelesen u. drey-mahl mit neuem Vergnügen gelesen; wie sehr hat Hr. Füßli Ursache zu wünschen, daß Sie auf eben die Art ihren dichterischen Fortgang, als Ihren moralischen, beschreiben möchten. Wenn meine Bitte bey Ihnen etwas gilt, so ersuche ich Sie recht angelegentlich um eine solche Erzählung von einem Manne, der richtige moralische Grundsätze hat u. aus Ruhmbegierde die Begebenheiten nicht falsch vorstellen will; sie muß einem angehenden Dichter, ja jedem angehenden Schriftsteller überhaupt, überaus lehrreich seyn. Ich habe von mir schon oben merken lassen, daß ich von der Natur eine große Leichtheit etwas zu begreifen und eine große Sensibilität alles Schöne zu empfinden, erhalten habe. Als Mensch bin ich mit diesen Gaben der Natur wohl vergnügt; denn sie sind Ursachen der vergnügtesten Stunden meines Lebens. Aber als Schriftsteller sind sie mir unstreitig gewesen. Ich bin von Kenntniss zu Kenntniss, von Empfindung zu Empfindung, geeilt, ohne mich bei einer vorzüglich zu verweilen. Hätte ich in meinen jugendlichen Jahren Unterricht empfangen, welchen Weg ich nehmen müsse, um meine Kenntnisse zu einem gewissen Zwecke zu erweitern, so würde ich einige Sachen, die mir dienten, vorzüglich studiret und dadurch endlich für den Theil der Wissenschaften, den ich gewählet hätte, den Enthusiasmus bekommen haben, den ich für die einzige rechtmäßige Ursache halte, ein Schriftsteller zu werden. Ich bitte recht sehr, lassen Sie uns den Weg kennen, auf dem Sie den Parnas erstiegen haben. Haben Sie etwa Gründe, dies nicht öffentlich zu thun, so bin ich so eigennützig, Sie zu bitten, daß Sie es in einem Privat-Schreiben an mich thun. Ich stelle mir eine solche Nachricht als für mich noch ißt lehrreich vor und ich würde Ihre Mittheilung als ein wahres Zeichen Ihrer Freundschaft gegen mich ansehen.

Ebenso sehr ich das Urtheil über des Herrn Jacobi „Werken“,

das Sie mir im Vertrauen sagen, sein Sie gewiß versichert, es ist bloß mir gesagt. Ihr Urtheil über diesen Dichter hat mich ungemein beruhigt. Ich habe mir noch nicht abgewöhnen können, daß mir sein u. seines Freund Gleims „Werke“ gefielen. Man hat mir deshalb Partheilichkeit vorgeworfen. Ich habe mich untersucht u. glaubte davon frey zu seyn, aber zuweilen kam ich, weil ich mir die Bewunderer Jacobis u. Gleims doch auch nicht als bloß partheiisch vorstellen möchte, auf die Gedanken, ich hätte die Empfindbarkeit größter Theile der schönen Wissenschaften u. mit denselben das Recht darüber zu urtheilen, verloren. Aber so wie mich Ihr Urtheil von den Seiten der Partheilichkeit beruhigt, so könnte es mir auch in diesem Stücke dienen, wieder Zutrauen zu mir selbst zu geben; denn es ist so sehr in meiner Seele gedacht, daß Sie ganz völlig eben die Gedanken schreiben, die ich selbst über Hrn. Jacobi gesagt habe. Nichts, dachte ich immer, läßt sich weniger nachahmen als Laune, denn Laune ist der Inbegriff der einzelnen Eigenschafften Individii. Und vollends einen solchen einzelnen Mann, wie Yorick, nachahmen zu wollen, ist ein vergebliches Ding. Der beste Beweis ist, daß diese Nachahmung selbst Wieland mißlingt, der doch ganz andere Geistesgaben als Jacobi hat. Jacobi hat in Düsseldorf eine Predigt vom unbefleckten Gottesdienste (über einen Teyl aus seinem Namens-Vetter, dem Apostel Jacobus) gehalten und diese Messe auch drucken lassen. Er wird aber dadurch Sternen eben so wenig ehnlicher, als wenn er zu der hörnenen Dose, die er wie Sternen in der Tasche trägt, noch schwarze, sammtene Bein-Kleider anziehen sollte!

Ihre Anmerkungen über die Sucht unserer besten Köpfe, auf Kosten der Natur original zu seyn, sind meinen Gedanken ganz vollkommen gleich. Ich habe den Bardieten Herrmanns schlechthin bewundert, aber nie geliebt. Am national und original zu denken, wollen wir uns in die Zeiten zurückdenken, wo unsere Vorfahren fast keine, als kriegerische Tugenden hatten, wo bey Erblickung eines Römers alles, Blut, Blut, rief. Ich gestehe es, ich kann diese hartherzigen Menschen nicht lieben, ob ich gleich ihre Liebe zur Independenz, denn Freiheit möcht' ich nicht gern sagen, bewundere. Könnte man mir allenfalls die alten Deutschen als gute Haus-Väter vorstellen, so würde mir das Gemälde gefallen. Und ich be-

fürchte das Originale, was die Nachahmer Klopstocks, die Barden-Lieder singen, wird mit sehr mäßigen Kosten erkaufte. Anstatt des Zeus Alwaden (Wodan), anstatt Olymps Walhallen, seyn für Lorbern Eichenlaub, für Lyrren Harfen setzen und kostet keine große Anstrengung des Kopfes —. Aber diese Gedanken muß man sich wirklich nur ins Ohr sagen. Gerstenberg³¹⁾ posaut diese Lieder aus, weil er sie selbst liebt u. Riedel³²⁾ posaut sie aus, weil er sich die Miene geben will, als ob er sich auf das Gemeine verstünde. Wer in diesen Ton nicht einstimmt, der heißt neidisch u. unwissend. Es ist also besser schweigen und diesen Paroxysmus austoben zu lassen.

Ich bin überhaupt längst müde über anderer Werke meine Meynung zu sagen, weill damit so wenig Dank verdienet wird. Ich habe daher schon seit einiger Zeit aufgegeben, selbst an der „deutschen Bibl.“³³⁾ zu arbeiten. Ich würde dies Werk, dessen Aufsicht mir so unbeschreibliche, von andern unerkannte Mühe macht, schon haben aufhören lassen, wenn ich nicht täglich mehr erführe, wie großen Nutzen es in vielen Provinzen Deutschlands zur Fortpflanzung einer bessern Denkungsart, sonderlich in der Theologie, u. Moral, gehabt hat, u. täglich noch hat, u. wenn ich nicht befürchtete, daß, wenn ich aufhörte, gewisse Leute, die keinen andern Nutzen des Journals kennen, als sich u. ihrer Creaturen Lob auszubreiten, sich des Titels u. der Autorität der „deutschen Bibliothek“ bemächtigen u. sehr bald umreißen würden, was mit Mühe gebauet worden. Ich bin also genöthigt, mich auf gewisse Weise aufzuopfern. Das Allerangenehmste für mich ist, daß ich dadurch in beständigen Streit verwickelt werde, da ich Aussprüche verantworten soll, an denen ich keinen weitem Theil habe, als daß ich sie drucken lasse. Des Verunglimpfens ist kein Ende. Ich beruffe mich auf mein Gewissen, das mich keinen andern, als reinen Absichten zeihet; ich hoffe, mein Betragen zusammengenommen, soll dies erhellen. Auch dies wird mich vor der Nachwelt rechtfertigen, daß Sie u. andere rechtschaffene Männer mich Ihrer Freundschaft gewürdigt

³¹⁾ Hch. Wilh. von Gerstenberg (1737—1823).

³²⁾ Friedr. Just Riedel (1742—1785), Professor der Philosophie in Erfurt.

³³⁾ „Allgemeine deutsche Bibliothek“, Berlin und Stettin, 1765/92, und Kiel 1792/98, von Nicolai herausgegeben.

haben. Dies tröstet u. beruhigt mich; denn sonst, da ich weiß, daß oft laute Verleumdungen länger dauern, als stille Beweise der Unschuld, so würde ich mich sehr kränken, wenn ich vor der Nachwelt in dem Lichte erscheinen sollte, in dem mich Klop, Riedel, u. dergl. vorstellen wollen, deren Beschuldigungen ich aber verachten zu dürfen glaube.

Noch muß ich Ihnen 2 Nachrichten geben, die Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn werden: 1) der König hat bey der letzten Anwesenheit der Churfürstin v. Sachsen von der deutschen Litteratur gesprochen. Er hat geklaget, daß er nicht deutsch genug könne, aber seinen Beyfall über gute deutsche Schriftsteller bezeugt u. besonders Sie u. Gellerten sehr gelobt. 2) der Erbprinz von Braunschweig hat Hrn. Moses Mendelssohn ausdrücklich nach Braunschweig kommen lassen, um sich mit ihm einige Tage lang über die richtigen Moral-Materien von der Unsterblichkeit der Seele u. dergl. zu unterreden; welches Exempel für die Fürsten!

H. Moses und H. Ramler empfehlen sich Ihnen. Lessing ist Bibliothekar in Wolfenbüttel wo er sich wohl befindet.

8.

Zürich, den 4. April 1772.

Mein theurester Freund!

In kurzem werden Sie ein kleines Geschenke von mir erhalten, den neuen 5. Theil von meinen Schriften³⁴⁾. Möchten diese Dingergen ganz nach Ihrem Geschmack seyn! Das Publicum wars nun schon gewohnt, nichts mehr von mir zu erwarten und dennoch wag' ich wieder. Ich selbst hatte es ganz aufgegeben, noch einmahl als Dichter zuerscheinen, aber ein glücklicher Aufenthalt auf dem Lande vor 2 Jahren, eine glückliche ungestörte Ruhe in einer schönen Gegend, machte, mag es nicht in einer unglücklichen Stunde geschehen seyn, daß ichs wieder versuchte. Ich wollt' es nur versuchen, aber wie ein Fieber wandelte es mich wieder an und verließ mich bis jezt nicht. Ich wählte wieder die Dichtart, die die Deutschen mir zu überlassen schienen, um so viel mehr, weil ich damahls

³⁴⁾ „Sal. Gessners Schriften, V. Theil“, Zürich, Orell, Gessner, Füssli & Cie., 1772, mit neuen eigenen Radierungen Gessners geschmückt. Enthält neben 22 neuen Idyllen Gessners dessen „Brief über die Landschaftsmalerei“ und 2 von Gessner übertragene Erzählungen D. Diderots.

vorzüglich beschäftigt war, die Schönheiten der Natur als Mahler zuzustudieren. Diese beyderley Beschäftigungen störten einander nicht, sie nutzten eine der andern. Sollte man nicht etwa hier und da eine Spur finden, daß der Dichter ein Mahler ist, der die Natur gesehen hat? Etwas wünschte ich von meinen kritischen Freunden, und zwar vorzüglich wünsch' ichs von Ihnen, daß Sie mir treuherzig sagen würden, wie sich diese neuen Idyllen zu den erstern verhalten. Mehrers Alter, abgeänderte Umstände, müssen ihren Einfluß gehabt haben, und das ist doch eines kritischen Blickes werth. Wie sehr werden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir Ihre ganze Meinung sagen.

Meinen ersten Schriften habe ich Freunde in Frankreich zu danken, auf die man stolz seyn dürfte. Ich wünschte die neuen Gedichte ihnen in die Hände zu liefern und ließ sie durch Huber übersetzen. Hr. Huber hat mich als Freund übersezt, dem meine Ehre angelegen ist. Diese Uebersetzung hab' ich dennoch mit meinen Anmerkungen nach Paris gesendt, wo sie unter der Feile der feinsten Kenner ist. Die Uebersetzung wird also gut seyn. Wie sie nun heraus gegeben wird, das wird Ihnen der größere Plan zeigen. Ich werde, wie Sie sehen, zugleich als Künstler erscheinen. Meine Absicht war dabey nicht klein; der Landschaft wollt' ich den Charakter der wahren Natur geben, den Figuren die edle Simplicität des Alterthums. Die größte Idee vom Schönen, die sich der Künstler denken kan. Oaer Himmel! Wie weit ich zurück bin, das empfind' ich mit Demüthigung. Was sagt Ihr Freund, Herr Rhode, dazu? Dieses Mannes Urtheil möcht' ich wissen.

Jetzt bin ich beschäftigt, meinen Subscriptions-Plan in der Welt herum zuzusenden³⁵⁾. Werden Sie wohl, mein liebster Freund, sich damit bemühen wollen, solchen in Ihren öffentlichen Blättern bekant zumachen, den größern Plan gelegentlich zuweisen, wo Sie es am besten finden, und bey Ihnen subscribieren zu lassen?

Das eilfte Exemplar gehört dem, der die Subscriptionsen

³⁵⁾ Für die Quartausgabe in französischer Uebersetzung des vorstehend erwähnten fünften Teiles seiner Schriften, der unter dem Titel „Contes moraux et nouvelles Idylles de D... et Salomon Gessner“, à Zurich, chez l'auteur, 1773, erschien.

sammelt, und seiner Zeit send' ich die Exemplare franco nach Leipzig.

Die Ausstreuung meines Plans raubt mir seit etlichen Tagen alle meine Zeit; denn der Verlag dieses Werks ist ganz allein der meinige.

Hier hör' ich die Zeit her immer, unser Freund Herr Moses sey krank, dann, er sey tod. Diese Ungewißheit beunruhigt mich. Haben Sie die Güte, mir die Wahrheit zu sagen. Lebt er, dann sagen Sie ihm, daß ich ihn unendlich hoch schätze. Lebt der redliche, der große Mann nicht mehr, dann wein' ich mit Ihnen und sein Andenken wird bis an mein Ende mir heilig seyn.

9.

Zürich, den 12. Febr. 1775.

Ich kan Ihnen nicht ausdrücken, mein theurester Freund, wie sehr Ihr „Werther³⁶⁾“ in Zürich gefallen hat. Seit ich ihn zweymahl für mich und einmahl in Gesellschaft gelesen habe, kan ich ihn nicht wieder zu Handen bekommen; man reißt ihn einander aus der Hand. Ich hab' ihn in Gesellschaft von Steinbrüchel³⁷⁾, Tobler³⁸⁾, Füzli³⁹⁾ (dem Verfasser des „Briefs“ der vor Webb „Von der Mahleren“ steht) etc. gelesen, alle fandens ein wahres Meisterstück; alle empfehlen sich ihn und wir tranken alle mit den warmesten Empfindungen von Hochachtung und Bewundrung auf Ihre Gesundheit. Wie viel wahrer, gesunder Verstand, mit dem Sie das wieder zurecht stellen, was Werther verderbt hat, oder verderben könnte! Wie viel Laune, wie viel des gesündesten, treffendsten Wises. Wie glücklich haben Sie alle Charakter ganz kântlich, ganz die gleichen zu übernehmen und durch ganz andre Situa-

³⁶⁾ „Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes“, Berlin, Nicolai, 1775, eine Parodie auf Goethes Werther.

³⁷⁾ Johann Jakob Steinbrüchel (1729—1796), Philologe, Professor am Gymnasium in Zürich, intimer Freund Gefners.

³⁸⁾ Johann Tobler (1732—1808), Archidiakon am Großmünster zu Zürich, asketischer Schriftsteller und Uebersetzer Thomsons, Freund Gefners.

³⁹⁾ Johann (Hans) Heinrich Füzli (1745—1832), Teilhaber der Firma Orell, Gefner, Füzli & Cie., Verfasser der Vorrede an den Uebersetzer (Hans Conrad Vögeli) zu „Untersuchung des Schönen in der Mahleren, und der Verdienste der berühmtesten alten und neuern Mahlern“, durch Daniel Webb. Zürich, Orell, Gefner & Cie. 1766.

tionen aufs Glückliche durchzuführen gewußt! Mit was für Kunst haben Sie alles, was in Werthern zu tadeln ist, auf die ungezwungenste Art in Ihren kleinen Plan gebracht und so ins Licht gestellt, daß das ganze Unschickliche davon ganz ins Auge fällt. Wie nöthig wars, da Gegengift zu geben, und wie glücklich haben Sie das gethan. Ein Kerl, der Talente u. Genie hat und sich für ein Mädgen, das wol ein gutes, ehrliches Ding ist, vor den Kopf schießt, ist nie ein Muster von Größe, und doch scheint, als wens Hr. Göthe dafür habe geben wollen. Ich bewundre ihn, wie er die Sache auszuführen gewußt hat; viele Situationen sind unverbesserlich und ganz Natur, aber er hätt' uns doch bey alle dem sollen merken lassen, daß Werther ein Narr ist, daß er sich so in diese Situationen hinein wirft und sich nicht mit gesunder Vernunft heraus-schleppt, das doch mit Menschenverstand ganz wol zu machen war. Göthe ist gewiß ein Genie, aber er affectierte zumerklich Genie und Original und außerordentlich zuseyn. Auf die beste und treffendste Art haben Sie ihm auch das gesagt. Ihr Genie, das aus Engelland zurück komt, ist zum Entzücken gut und hat mich noch allemahl vor Lachen ganz erschüttert.

Herr Orell⁴⁰⁾, mein lebenswürdiger Freund, der Ihnen diesen Brief übergiebt, kan Ihnen vieles mündlich erzählen. Er kan Ihnen auch sagen, daß Bodmer seinen alten Groll darüber ganz mit einmahl vergißt und in den lebhaftesten Ausdrücken von Hochachtung von Ihnen redt. Herr Orell mußte von Zürich verreisen, ohne es gelesen zu haben; denn ich kont' es ohnmöglich wieder zu Handen bringen. Auch kan er Ihnen sagen, wie sehr man in Zürich Sie bittet, den „Notanker⁴¹⁾“ fortzusetzen. Ich verstand bisher nicht, was unsre schönen Geister damit haben wollten, wenn sie von deutschem eigenthümlichem Charakter schwazten. Man sey Genie, man lese, trotz Klopstock, die besten Muster aller Nationen, bilde seinen Geschmak und öffne den Kopf bey dem Besten, beobachte die Natur da wo man ist, so wird das Nationale ohne alle Affectation entstehn, und so mein Theurester, müssen Sie

⁴⁰⁾ Vielleicht Hans Conrad Orell (1714—1785), Teilhaber der Firma Orell, Geßner, Füßli & Cie., oder einer seiner Söhne.

⁴¹⁾ „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalbus Nothanker“, Berlin und Stettin, Nicolai, 1773/76.

es gemacht haben. Ums Himmels willen, lassen Sie den ehrlichen Kerl nicht länger im Roth stecken!

10.

Zürich, den 21. Xbr. 1776.

Haben Sie tausendmahl Dank, mein theurester Freund, für Ihr Geschenke; wie sehr hat mich Ihr Almanach⁴²⁾ gefreut! Wie gut ist's, daß ein Mann, den die Nation kennt und ehrt, es wagt, der jezigen Ungebundenheit mit Lachen ins Gesicht zusehn, da alles die Posaune ergreift, Rasereyen mit Raserey zu loben, die neuen Götzen hoch in die Wolken zustellen und jeden für einen Esel auszuschreyen, der nicht anbetet. Der Geschmak der Nation schwankt indeß hin und her. Jezt tobt sie mit den Barden; jezt zerschmelzt sie in Wonne und ist ganz zuckersüßes Gefühl. Solide Wissenschaft, auch das Gefühl nur von Simetrie, Anstand und Proportion wird verlacht. Genie rennt über alles weg, je toller, je besser; man schreyt dazu Wunder über Wunder, selbst Mercurius Wieland schreyt Wunder und der größte Theil der Nation schreyt hinten her auch Wunder und weiß nicht, wie ihr geschieht. Aber, wenn man so das Narrenspiel weiter mit ihr forttreibt und die besten Köpfe in der Stille nur drüber lächeln oder seuzzen, was muß da draus werden? Von Ihnen habe ichs erwartet, daß Sie laut reden u. laut lachen und von wem hätte man es lieber wünschen können?

Sie erhalten hier einen Brief von unserm Gottinger⁴³⁾. Was er Ihnen über seine Lage sagt, ist bare Wahrheit. Lavater⁴⁴⁾ hat in unsrer Stadt seine Jünger und seine Anbeter, das hätten wir ihm nun recht gerne gegönt; wenn ers nicht gar zu toll gemacht hätte. Alle jungen Leuthe, von deren Talenten man was hoffen konte, schnappt er weg, so viel er kann, nimmt sie in sein Reich auf, wo keine Mühseligkeit von Studieren u.

⁴²⁾ „Eyn feyner kleyner Almanach Vol schöner echter liblicherr Volkslieder, lustigerr Reyen, vndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengern zu Dessaw, herausgegeben von Daniel Säuberlich, Schustern zu Rißmück ann der Elbe“, Berlin und Stettin, Nicolai, 1777 u. folg.

⁴³⁾ Johann Jakob Gottinger (1750—1819), Philolog und Schulmann in Zürich. Intimer Freund der Familie Gessner, Biograph Gessners und Bodmers.

⁴⁴⁾ Johann Caspar Lavater (1741—1801).

alle dem Plunder mehr ist. Alle sind Genien, haben alles nicht nöthig, fliegen wie die heiligen Engel auf eigenen Flügeln; da ist nichts als Hosianna und Wonne, und jeden, der nicht anbetet, den treten sie in der „Frankfurter Zeitung“ u. in der „Chronik“, oder auch im „Merkur“ (denn alles füllt auch ein paar Blätter) mit ihren Füßlein in den Staub. Man glaubte dem Unfug zuhelfen, wenn man Lavaters Narrheiten, die stadt- u. landkundig waren, in einem Gemälde zeigte. Aber was da für ein Geschrey ward; kein Mensch als Lavater und seine Geweihten sagten, dies oder das sey nicht wahr. Es ist wohl wahr, sagte man, aber doch ist er ein großer, großer Mann, schrien viele und noch viel mehrere, nur ein schwarzer Bösewicht kan so das Lächerliche eines seiner Mitbürger aufhäufen und der ganzen Welt erzählen. Viele tobten, die ein gleiches Schicksal fürchteten, und viele tobten, die vorher am ärgsten gelacht hatten. Soll nun Hottinger, mit Gefahr seines Glücks und seiner Ruhe, von neuem anfangen. Jeder Frömde, der in unsre Stadt komt, kan inne werden, was wahr oder falsch ist. Doctor Leß⁴⁵⁾, der vor wenigen Jahren in Zürich war, hat das alles von den glaubwürdigsten Leuthen gehört. Es, und noch viel mehr als im Sendschreiben⁴⁶⁾ steht, haben ihm (ich sage das nicht von ohngefähr) Männer, die über allen Verdacht weg sind und den ersten Rang bey unsrer Kirche bekleiden, mit Bedauern erzählt, und sie u. 100 andre würdens auch Ihnen erzählen. Aber es würde mit den meisten des Teufels Händel bringen, wenn Sie sie zu öffentlichen Zeugen brauchen wolten. Man nehme Lavaters Bücher, eins nach dem andern, in die Hand und sehe unparteyisch zu; wird man da nicht durchweg den ganzen Helden zu allen den Geschichten finden? Der würde mir ein wunderseeltener Mann seyn, der das alles so trefflich anpassend erfinden könnte. Man beurtheile Lavatern nach seinem wahren Werth und Unwerth, so wie es in Ihrer Recension von der „Physiognomik“ aufs Fürtreff-

⁴⁵⁾ Gottfried Leß von Göttingen verfaßte 1776, angeregt durch Goethes Werther, eine Schrift „Vom Selbstmorde“; war mit J. C. Lavater befreundet.

⁴⁶⁾ „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Briefe der allgemeinen theologischen Bibliothek, worinn nebst andern einige Nachrichten von Herrn Diacon Lavater enthalten sind von einem Zürcherischen Geistlichen“, Berlin und Leipzig, 1775, anonym erschienen, in dem Joh. Jak. Hottinger Lavater angreift.

lichste geschehen ist, so wirds auch gut gehn; denn es ist doch gut u. nöthig, daß man den Leuthen den Staub aus den Augen wische, den Göthe, Zimmerman⁴⁷⁾ und Wieland, gewiß nicht aus heiliger Einfalt, ihnen in die Augen werfen.

Ich bin der Verfasser des „Menschen, Thiere und Göthe⁴⁸⁾“ nicht, aber Ihnen darf ich wol sagen, daß er Gottinger ist.

Ich sende Ihnen auch ein Briefgen von Prof. Usteri⁴⁹⁾. Er bittet Sie, das Nöthige in Ihrer „Bibliothek“ zu sagen. Aber sagen Sie ihm nicht, daß Sie es so spät erhalten haben, ich hatte es unter meinen Papieren verlegt.

In 4 Wochen wird der 2. Band meiner „Schriften“ 4to⁵⁰⁾ fertig seyn. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie helfen, es den Deutschen bekant zu machen.

11.

Zürich, den 8. Augstm. 1777.

Ich sende Ihnen, mein theurester Freund, einige Bogen, die man Ihnen zu väterlicher Sorgfalt bestens empfiehlt⁵¹⁾. Es wird der dermahlige Unsinn mit Laune und mit Stärke darinn angepakt. Dergleichen Arzneyen sind der Nation immer noch nöthig; denn man hoffet umsonst, diese Gährung müsse von selbst verdunsten. Endlich müßte sie wohl, aber sollte man dieser langsamen Operation ruhig zusehen, ohne die Mittel zu brauchen, ihren Gang zu befördern? Recht gute und gesunde Köpfe sind freylich immer über das alles weg. Aber man sieht doch immer mehr wie gute, ehrliche Leuthe schaarenweise in diesen Dunstkreis hineingezogen und zu Phantasten u. Narren werden, die sonst gute u. brauchbare Leuthe hätten

⁴⁷⁾ Johann Georg Zimmermann (1728—1795) von Brugg, Freund Lavaters und anfänglich auch Gekners.

⁴⁸⁾ „Menschen, Thiere und Goethe, eine Farce“, erschien 1775 ohne Ortsangabe (Zürich) und anonym (J. J. Gottinger). Gottinger nimmt hierin im Wertherstreit für Nicolai Partei.

⁴⁹⁾ Leonhard Usteri (1741—1789) von Zürich, Professor am Collegium in Zürich, ein intimer Freund Jean-Jacques Rousseaus und Verehrer Gekners.

⁵⁰⁾ Die Fortsetzung zu den „Oeuvres de Salomon Gessner traduits de l'allemand“ Tome II, zu denen die in Note 35 erwähnte Ausgabe, mit entsprechendem Titelblatt, der erste Band bildet.

⁵¹⁾ Es dürfte sich hierbei um die literarische Satire Joh. Jak. Gottingers und Joh. Rud. Sulzers „Breloken an's Allerley der Groß- und Kleinmänner“, handeln, die anonym 1778 in Leipzig herauskam und die sich gegen Joh. Casp. Lavater, Christoph Kaufmann, Goethe und dessen Anhänger richtete.

werden können. Bey Ihnen, bester Freund, ist doch immer die Haupt-Apotheke gegen diese Seuche, und darum senden wir auch das vorzüglich Ihnen zu. Machen Sie darmit, was Sie wollen und thun Sie nach Ihrem Belieben davon und darzu. Besonders werden Sie uns verpflichten, wenn Sie genau auf das merken, was verrathen könnte, daß das Ding aus der Schweiz komt; denn es ist bey uns von ungemein viel besserem Effect, wenn Ausländer unsern Narren sagen, daß sie Narren sind. Der Verfasser hoffet, Sie werden bey diesem nicht die Bedänklichkeiten finden, mit denen Sie ihm ehedem ein Manuscript zurückgesendt haben, und wünscht, daß es so bald möglich gedruckt werde. Er fordert aber zugleich für den Bogen eine alte Dublone. Solten Sie es nicht selbst verlegen, so bitten wir, es unter eben den Conditionen einem andern zu übergeben, der aber nicht nöthig hat, zu wissen, woher es ist. Bald aber muß es geliefert werden, um nicht von dem Effect zu verlieren, den es machen soll. Die „Betrachtungen“ haben hier die besten Wirkung gethan und sind allgemein gelesen u. bewundert worden. Sie haben unsre Erznarren bis aufs Mark erschüttert, aber freylich affectieren sie Verachtung. Diese sind unverbesserlich, aber andern muß mans zeigen, daß sie mit alle dem Prunk von Genie, Feuer u. Schnellkraft s. v. in puren baaren Drek geführt werden.

Bodmer, Gottinger, Steinbrüchel u. Sulzer⁵²⁾ empfehlen sich Ihnen.

12.

Antwort Nicolais.

Berlin, den 14. März 1786.

Ich erneuere unsere lange unterbrochene Correspondenz, mein theuerster Herr und Freund, um Ihnen bey Gelegenheit des „deutschen Zuschauers“⁵³⁾ im Vertrauen einen freundschaftlichen Wink zu geben. Ich weiß, Sie werden mein Ver-

⁵²⁾ Johann Rudolf Sulzer, genannt Jeannot (geb. 1749) von Winterthur, V. D. M., Staatsmann.

⁵³⁾ „Der deutsche Zuschauer, oder Archiv der denkwürdigsten Eräugnisse, welche auf die Glückseligkeit oder das Elend des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft einige Beziehungen haben“, eine in Zürich durch P. A. Winkopp von 1785—89 in 27 Heften herausgegebene Zeitschrift, in der er politische und religiöse Zustände kritisierte.

trauen nicht mißbrauchen, diesen Brief, den mir nur die Freundschaft für Sie und für die Orellische Handlung an die Hand giebt; niemand zeigen; aber von dessen Inhalt den Gebrauch machen, den Ihnen Ihre eigene Einsicht an die Hand geben wird.

H. Winkopp⁵⁴⁾ ist ein Mensch, der einen fähigen Geist hat und, wenn er nicht immer ausschweifte, viel Gutes stifften könnte. Aber er kann niemahls eine weise Mittelstraße halten. Damit verdirbt er alles. Ueberlegung braucht er gar nicht, sonst würde er so manchen zweydeutigen Schritt nicht gethan haben. Ich befürchtete gleich, als der „deutsche Zuschauer“ heraus kam, er würde unbescheiden handeln und daher, da er meinen Namen dabey genannt hatte, als ob dies Buch vorzüglich bei mir würde zu haben seyn, so erklärte ich öffentlich, daß ich nichts damit zu thun hätte und ich schrieb ihm damals derb die Wahrheit. Ich hatte gute Ursachen dazu und jetzt sehe ich, daß ich sehr wohl gethan habe; denn von allen Seiten her laufen Klagen ein. H. Winkopp weiß seine Correspondenten gar nicht zu unterscheiden, oder mischt zuweilen wirkliche Persönlichkeiten und ungebürliche Dinge ein. Diese schaden dem übrigen Guten, was er liefert. Sie wissen, daß ich sehr für die Publicität bin, aber man muß doch auch *cum grano salis* zu Werke gehen, sonst wird der Herausgeber von Sachen, welche die Publicität verdienen, verächtlich und wird endlich gar gehemmet.

Ich wollte Sie wohl bitten, H. Winkoppen zu empfehlen, daß er mit dem Kurfürsten von Mainz ein wenig behutsamer und bescheidener umginge. Er kann Sachen sagen, welche öffentlich bekannt zu werden verdienen, aber die Klugheit erfordert es, einen Landesherrn selbst und seinen Minister möglichst zu schonen. . . .

Ferner wäre ihm auch zu wünschen, daß er seine Correspondenten besser beurtheilte und sich mit schlechten Leuten nicht einließe. Glauben Sie mir, daß alles, was den Preussischen Staat betrifft, höchst unzuverlässig und Wahrheit mit Falschheit beständig vermischt ist. . . .

Nehmen Sie mein freundschaftliches Vertrauen so auf, wie

⁵⁴⁾ Peter Adolf Winkopp (1759—1813), ehemaliger Benediktinermönch, Verfasser von Klosterromanen und von Beiträgen zur Zeitgeschichte.

ich es gemeint habe, und machen Sie nützlichen Gebrauch davon, ohne mich dabey zu nennen.

13.

Zürich, den 28. Apr. 1787.

Ihnen, mein theurester Freund, soll ich den Herrn Werdmüller empfehlen, der sich auf seiner Reise einige Tage in Berlin aufhalten wird. Er ist mein Mitbürger und mein Freund. Sie werden mich durch die Gewogenheit, die Sie ihm erweisen, unendlich verpflichtet. Wer kan ihn, um in Berlin das Beste zusehen, besser berathen als Sie!

Haben Sie unsern wärmsten Dank, für Ihre Vertheidigung gegen Lavater u. Seiler⁵⁵). So sind sie beyde noch nie auf dem Troknen geseßen! Lavaters beste Freunde, wie können die ihn noch vertheidigen? Alle seine schwachen Seiten sind so unzweideutig ins Licht gestellt, daß ihnen nichts übrig bleibt, als fromme Jeremiaden. Der muß ein mit Fleiß blind seyn wollender Narr seyn, dem es nun, wenn er dieß und seine Correspondenz nach Bremen liest, nicht auffällt, daß er ein kindisch schwacher, äußerst stolzer, eiteler und intoloranter Mann ist, und was kan seine engelreine Güte des Herzens gegen Thatsachen noch retten, die so erwiesen da liegen? Beyde Schrifften haben hier starke Effecten gemacht, und ich habe hier mehrere, die bisher die Achseln zükten, unzweideutig reden gehört. Schon vorher war sein Reich bey uns gewaltig zusammen geschmolzen. Verschiedene Geschichtgen, die weder Kopf noch Herzen Ehre machen, giengen durch die ganze Stadt, bis unter das gemeinste Volk, und sein lächerliches Betragen bey seiner Vocation nach Bremen, war fast allgemein auffallend. Es ist ein Ding herumgeboten worden in der Stadt und besonders in seiner Gemeine, das man unterzeichnen und ihn um unsers Heils willen bitten sollte, ja nicht von uns zuweichen; es nahm aber bald einen comischen Schwung, es kamen zeitig Schnäke hinein, und das Ding verschwand mit einemahl. Nachdem er sich zum Bleiben mit

⁵⁵) Im Anschluß an Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten“, Berlin und Stettin, 1783/96, in 12 Bänden, entstanden verschiedene Streitschriften gegen Nicolai und von diesem gegen Joh. Casp. Lavater, Prof. J. M. Sailer u. a.

Gott großmüthig entschlossen hatte, gieng ein Liedgen in der Stadt herum, aus dessen Schnitt man sieht, daß es aus der Klasse von Leuthen ist, von denen mans am wenigsten erwartet. Man hat uns nur die zwo lezten Strophen geben können, hier sind sie:

Er soll is doch au nüd verloh,
Sonst würd das Ländli untergoh. —
Blest lies sich Caspar noh erbitte,
Und ist do nüd gä Bremä grittä.

Nun nimm D'r das us dem zur Lehr,
Daß Schwachheit ist in eüsrem Heer.
Er will D'r nu zerst bättä sy,
Und erst dänn lod er d'Narheit sy!

Sie werden nun bald den Herrn Leuchsenring⁵⁶⁾ bey sich sehen, der bey seinem Aufenthalt hier ihn zu verschiedenen Mahlen sah, wo er ihm die stärksten und bittersten Wahrheiten sagte. Er wurde von Lavaters Anhängern angeschwärzt und für einen Mann von schlimmen Absichten verschrien. Er war ein Dorn in ihren Augen; denn noch niemand ist ihm so scharf auf die Spur gegangen. Er beobachtete, hörte und las alles, was zur Entwicklung von Lavaters Charakter dienen konnte. Wie er von hier weggieng, war er durch Lavater und seiner Leuthe beleidigende Impertinenzen und durch Schlossers⁵⁷⁾ unsinnigen Brief aufs äußerste erbittert. Ich fürchte, es werde von daher ein ernstliches Gericht ergehen. Daß Reichard⁵⁸⁾ und die Stollberge⁵⁹⁾, diese Feuer und Kraftköpfe sich zu seinen Rittern machen, das ist natürlich; aber, wenn der kalte Meiners⁶⁰⁾ sich zu seinem Ritter macht, das kan man sich kaum erklären,

⁵⁶⁾ Franz Michael Leuchsenring (1746—1827), Literat, lebte in Deutschland und später in Paris.

⁵⁷⁾ Joh. Georg Schlosser (1739—1799) von Frankfurt a. M., Schwager Goethes. Mit Lavater eng befreundet. Verfasser des „Schreiben an den Herrn Rath Leuchsenring, damals in Zürich, über Lavater“, im „Deutschen Museum“, 1787, Bd. I, S. 2 folg.

⁵⁸⁾ Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Kgl. Kapellmeister in Berlin, Komponist, setzte viele Goethische Lieder und Singspiele in Noten.

⁵⁹⁾ Die Brüder Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), Grafen zu Stolberg.

⁶⁰⁾ Christoph Meiners (1747—1810), Professor in Göttingen, Verfasser u. a. der „Briefe über die Schweiz“, 1784/90.

wie ein Mann von so viel Kenntnissen, sich so heruntersetzen und so lächerlich machen kan. In vertrauten Gesprächen hat Meiners hier ganz anders von Lavater gesprochen. Er sagte, daß er von Lavater nichts gelesen habe und sich auch nicht die Mühe nehmen werde, etwas zulesen. Auf ein paarmahl Plauderns mit ihm, dessen größte Angelegenheit es war, einen Mann von dieser Art zu gewinnen, läßt er sich wie eins seiner hysterischen Weiber hereinschleppen und bricht nun, ohne weitere Kenntniß u. Untersuchung seine Lanze für seine Größe und für sein engelreines Herz.

Die Sache mit Gottingern, scheint nun, wird man nicht weiter treiben. Schade! Denn, wenn man Gottingern in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, die ganze Folge von Lavaters unsinnigen, unbegreiflich extrafraganten Briefen, in denen er sich den großen Triumph zu erringen suchte, darmit pralen zu können, daß sogar Gottinger nun Buße thu, herauszugeben, so würde Lavater äußerst lächerlich werden, und die Art wie Gottinger, ders nie so gemeint hatte, ihm auswich, ihm ganz zu Ehre gereichen.

Ich habe die Ehre, mich der Fortsetzung Ihrer Freundschaft zu empfehlen, und mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ihr ergebenster gehorsamster Diener
C. Geßner.